Dieses Dokument ist lizenziert für moshiksakal@gmail.com.
Alle Rechte vorbehalten. © F.A.Z. Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ). Download vom 20.12.2025 09:53 von https://fazarchiv.faz.net.

„Raketen fielen hier und da, ich roch Rauch und hörte zerberstende Scheiben. Bis zum Schreiben dieser Zeilen sind wir alle noch am Leben – in meinem Traum“: Israelis mit ihren Kindern in einem Schutzraum.
Foto AFP

Fremde Erde

Eine Traumerzählung

Von Moshe Sakal

Im Traum kehrte meine Tochter in das Viertel meiner Kindheit zurück. Ringsum sprachen die Menschen eine Sprache, die sie fast nur zu Hause gehört hatte. Sie versuchte, etwas in dieser Sprache zu sagen, doch die Worte blieben ihr im Hals stecken. Ihr Herz füllte sich mit Glück, die Sprache zu hören, aber sie konnte sie selbst nicht sprechen. Sie wurde wieder zum Säugling, obwohl sie bereits eine junge Frau war.

Meine Tochter war zu jemandem geworden, der mir Ratschläge erteilte. Zu mir, die sagt: „Aba“, Vater, „so zieht man sich nicht an.“ Die nachsichtig lächelt, wenn ich neurotisch bin. Die in meinem Traum ihre Hand auf meine Stirn legt und sagt: „Aba, es wird schon gut gehen. Alles ist gut, Aba.“

Und ich hörte auf sie. Mit den Jahren wurde mein Körper gebrechlicher, und die Realität, wie ich sie kannte, begann sich aufzulösen. Ich hatte bereits mehr Jahre gelebt, als mir nach allen bekannten Prognosen noch zu leben blieben, und meine Tochter war fester Boden in meinem Leben. Ich war von ihr abhängig: von ihren Worten, ihrem Blick und der Berührung ihrer Hand. Niemand außer ihr berührte mich noch.

Vieles wollte ich ihr sagen, doch ich wagte es nicht. Zum Beispiel, dass ein Mensch mit den Jahren in den Augen derer, die ihn umgeben, durchsichtig wird. Ich wollte ihr auch sagen, dass etwas am Dasein schwerer wird – gerade umgekehrt zu durchsichtig. Ich wollte ihr auch sagen, dass es Tage gibt, an denen ich in abgründiger Ernsthaftigkeit denke, ich hätte nichts mehr, wonach ich streben könnte. Aber das sind Dinge, die man im besten Fall zu sich selbst sagt und seiner Tochter erspart.

Ich habe sie großgezogen, damit sie leuchtet – in sich selbst, nicht für mich. Ich verlangte nichts von ihr – oder so redete ich mir das zumindest ein. Als sie ein Säugling war, wurde ich nicht wütend, wenn sie quengelte, schrie oder mir keine Ruhe ließ. Ich habe niemandem von jenen Jahren erzählt, weder vom Glück noch von der Schwierigkeit. Ich erwartete nicht, dass sie sprach, und sie vergalt es mir mit Liebe und Zärtlichkeit. Als sie ein Säugling war und ich ihre ganze Welt, flüsterte ich ihr ins Ohr: „Ich liebe dich so sehr. Bis zum Himmel.

Ich sagte auch: Danke, dass du mir erlaubst, die Geschichte deines Lebens zu schreiben, Kapitel für Kapitel.

Die Jahre vergingen. Sie kehrte nicht zu mir zurück, meine Tochter, weder im Traum noch im Wachzustand. Manche werden sagen, dass sie in Wirklichkeit nie von mir gegangen war. Aber an den Ort, an dem ich aufgewachsen war, dorthin kehrte sie zurück, obwohl sie selbst nicht dort aufgewachsen war. Diese Dinge sind verwickelt und manchmal auch unvorhersehbar. Ich reiste nicht mit ihr dorthin. Ein wenig, weil ich nicht konnte, und vor allem, weil ich nicht wollte. Ich hatte offene Rechnungen mit dem Land, mit den Menschen und mit dem Baum, den ich mit acht Jahren beim Baumfest gepflanzt hatte. Jedes Jahr besuchte ich ihn und stand erst neben ihm, dann an seiner Seite, während er wie ein Sprössling emporwuchs. Plötzlich ragte er über mich hinaus. Einmal, bei einem Heimatbesuch, schmiegte ich mich an seinen Stamm. Etwas bewegte sich in mir, und ich trat mit kleinen Schritten rückwärts. Die Zweige zerknickten unter meinen Füßen in der Dunkelheit.

Eines Tages schlug dort eine Rakete ein, genau wie ich es befürchtet und wie mein Herz mir prophezeit hatte. Zwar war es keine große Weisheit, vorherzusagen, dass dort Raketen einschlagen würden, und dennoch erforderte es ein wenig räumliches Vorstellungsvermögen.

In all dem lag jedoch keine Nostalgie im Sinne der Rückkehr zum Schmerz oder des Schmerzes der Rückkehr. Es war etwas anderes.

Als meine Tochter eine junge Frau war, fuhr sie für einige Monate in das Land. Am Ende dieser Zeit kehrte sie nach Deutschland zurück – in meinem Traum. Obwohl ich nicht fragte, erzählte sie mir, dass sie dort jemanden getroffen hatte. Sie schleuderte mir diese Nachricht nicht entgegen und versuchte auch nicht, ihre Aufregung zu verbergen. Seit den Tagen, als sie ein Säugling war, auf dem Rücken lag und ich all ihren Wünschen nachkam, sie badete und fütterte, ihr Geschichten erzählte und Lieder sang, und ihr ganzer kleiner Körper vor Vergnügen bebte, hatte ich sie nicht mehr so auf eine einzige Sache konzentriert gesehen, so in der Gegenwart lebend.

Und doch, obwohl ihre Augen darum baten, dass ich fragte, hielt ich den Mund. Ich rechtfertigte meine Gleichgültigkeit damit, dass ich nicht die Nase hineinstecke. Aber meine Phantasie arbeitete Überstunden. Sie war zwar eine junge Frau, in vielerlei Hinsicht aber noch ein Kleinkind. Sie war immer eine von denen, über die man sagt, sie seien zu gut für diese Welt. Ich war stolz darauf, dass etwas so Reines unter meinen Händen gewachsen war, und ich machte mir auch Sorgen um ihr Schicksal. Dabei bewies mir die Realität immer wieder, dass man meine Tochter nicht zufällig und ganz bestimmt nicht auf gewöhnliche Weise gemacht hatte.

Wir haben sie mit voller Absicht gemacht – wie nach einem Rezept meiner Großmutter: ein bisschen davon, ein bisschen davon, und am Ende kam etwas Wundersames heraus. Wir schufen sie an einem fernen Ort außerhalb eines menschlichen Körpers. Sie drehte sich in einer Nussschale wie Wäsche im Trockner und wurde dann wie Tiefkühlkost auf ein Tablett gelegt, für einige gute Jahre, bis wir sie auftauten und zur Welt brachten.

Technisch gesehen hätte sie älter sein können als heute, und ich hätte mich länger an ihr erfreuen können, bevor ich den Weg allen Fleisches gehe. Aber ich weiß nicht, ob sie genau dieselbe geworden wäre, wenn sie als Embryo in einer Gebärmutterwand in einem anderen Jahr, in einem anderen Monat oder in einem anderen Menschen eingenistet worden wäre. Ob sie dieselbe geworden wäre, wenn ihr Vater und ich sie als jüngere Menschen in einer anderen Situation erzogen hätten – in der fernen Heimat oder als frische Einwanderer, die selbst noch nicht im Schoß ihres Adoptivlandes angekommen waren?

Das heißt, wenn überhaupt ihre Zeit gekommen wäre, in die Welt zu kommen, wenn ihr Bruder, der Ungeborene, es geschafft hätte, die Wirklichkeit an der Ferse zu packen, wie einst Jakob, und nicht abzugleiten und zu verschwinden.

Von all diesen Dingen wusste sie. Und ich nehme an, dass sie davon jenem jungen Mann erzählte, den sie in meiner Heimat traf, als sie als junge Frau allein dorthin fuhr, in meinem Traum. Sie erzählte ihm von mir, was sie zu erzählen wählte. Er hörte zu, nahm wahr und erinnerte sich an das, was er hören, wahrnehmen und erinnern wollte. Danach fällte er ein Urteil über mich, den Vater des Mädchens, in das er sich verliebt hatte. Sie sagte mir, dass er sich in sie verliebt hatte, über beide Ohren. Und du, wollte ich fragen, liebst du ihn?

In der Nacht kreisten alle möglichen Momente aus ihrer Kindheit in meinem Kopf. Feste, die wir fern der Großfamilie feierten. Eine Sprache, die wir in einem fremden Land sprachen, das uns zur Heimat geworden war. Die Menschen, die uns umgaben, und auch viele Momente der Einsamkeit. Sie fügte sich gut in unser Haus ein, in dem nicht viele ein- und ausgingen. Dem Stille war es Los und im Rest der Zeit gab es Lieder und Tänze und auch rollendes Gelächter. Nicht alles war aus abgründiger Ernsthaftigkeit gemacht, nicht alles Tischa beAw. Unsere Tochter wuchs in einem Haus auf, in dem es von allem das Beste gab, das aber auch anders war als die anderen Häuser, in die sie zu kommen pflegte.

Und jedes Jahr besuchten wir gemeinsam unsere Heimat, das ersehnte Land der Väter. Sie band sich nicht an den Ort selbst, so schien es, aber sie hing an den Menschen, die sie bereits von früheren Besuchen kannte. Und sie wurde von der Sprache angezogen. Ich sah diese Dinge geschehen, hielt sie nicht auf und wusste ohnehin, dass es keinen Sinn hatte. Ich fiel nicht vom Stuhl, als sie aufwuchs und allein in unsere Heimat fuhr. Auch nicht, als sie sich in jenen Jungen verliebte. Ich wartete nur darauf, dass sie mir mitteilte, dass sie sich mit ihm dort niederlassen wolle – so ist der Lauf der Welt.

„Die Väter haben saure Trauben gegessen, und den Kindern sind die Zähne stumpf geworden“ – und Papa Goriot mit der Beule auf dem Kopf wegen seiner undankbaren Töchter. Und auf der anderen Seite all jene Chinesen, die nach dem konfuzianischen Gebot der kindlichen Pietät erzogen wurden, ihren Eltern ein Stück Fleisch aus dem eigenen Schenkel zu schneiden und daraus Suppe zu kochen. Und dann ist da Kafka mit seinem Brief an den Vater und unzählige Töchter und Söhne, die die Tat vollbrachten, zu der das Leben sie befähigt hatte: aufzustehen und Vater und Mutter zu verlassen.

Als sie schließlich kam, meine Tochter, um mit mir „das Gespräch“ zu führen, war ich bereit und gewappnet. Mein Kopf war bereits in die Guillotine eingespannt.

So liefen die Dinge ab: Sie bereitete mir ein Mahl ohne Schenkel, setzte sich mir gegenüber und sagte, sie wolle mit mir sprechen. Sie hatte lange darüber nachgedacht und war sich sicher, dass sie allein in der Schlacht sein würde und Vater und Mutter verlassen würde. Aber als sie diese Worte zu ihrem Geliebten sagte, verkündete er sofort, dass er möchte, dass ich mit ihnen dort lebe. Sowohl ich als auch ihr zweiter Vater. Dass wir beide dorthin kommen. In die Heimat. Seitdem hätten sie bereits alles arrangiert, sagte sie mir, und ganz bald würden wir alle ins Gelobte Land reisen.

Ich versuchte, etwas zu sagen, sie anzuschreien: „Wie entscheidest du für mich? Doch die Worte blieben mir im Hals stecken wie eine Gräte.

Sie sagte: „Aba, das Leben hat sich verändert. Du bist nicht mehr, was du warst. Ich kann nicht aus der Ferne für dich verantwortlich sein. Du weißt, dass ich mein eigenes Leben habe und glücklich bin.“ Sie sagte noch: „Ich bringe dich zurück ins Land der Sonne, an den Ort, wo du deinen ersten Atemzug getan hast, wo man dich mit endloser Liebe aufzog, in deine Heimat!“

„Ich habe diesen Ort verlassen“, versuchte ich zu sagen. Aber das ist, als würde ich mit Bäumen und Steinen reden. Meine Tochter war ein eigensinniger Mensch und hatte sich einmal entschieden, warf ich ein. Sobald sie eine Entscheidung getroffen hatte, wich sie weder rechts noch links davon ab. Und selbst die Kraft, mit ihr zu streiten, hatte ich nicht. Wie sollte ich also ohne sie leben?

Ich nickte mit dem Kopf. Ich hörte all den Vorbereitungen zu, die man erwartet hatte. Am nächsten Tag begannen wir zu packen. In der Nacht vor der Reise floh ich aus dem Haus. Sie rannte mir hinterher und fing mich ein. Ich weinte, ich tobte, aber nichts half. Mit imaginären und anderen Ketten schleppten sie mich zurück ins Land – mit einem One-Way-Ticket und ohne Exit-Strategie.

Als wir im Land landeten, war noch kein Tag vergangen, und schon begann ein neuer Krieg, ein Krieg von allem gegen alles. Ich saß mit meiner Tochter und ihrem Geliebten im Schutzraum und schaute auf die Landschaft. Raketen fielen hier und da, ich roch Rauch und hörte zerberstende Scheiben. Bis zum Schreiben dieser Zeilen sind wir alle noch am Leben – in meinem Traum. Meine Tochter blieb entschlossen und wich weder rechts noch links ab. Sie war zu ihren Wurzeln, zu den ursprünglichen Fundamenten, zurückgekehrt. So ist der Lauf der Welt.

Und ich dachte mir: Der Fehler kehrt immer zurück. Ich habe noch nicht das letzte Wort gesprochen. Wenn mich nicht in der Nacht eine Rakete begräbt, werde ich morgen bei Tagesanbruch von hier fliehen und nach Süden laufen, so weit mich meine Beine tragen. Ich werde per Anhalter fahren. Wenn sie mir auf den Fersen sind, werde ich vom Bewässerungswasser trinken und mein Schicksal mit eigenen Händen bestimmen. Während ich dahinsieche, bleich und elend wie Madame Bovary, werde ich in meine wahre Heimat zurückkehren: zur Erde.

Ich stelle mir vor, wie die weißliche Flüssigkeit meine Zunge berührt und ein metallischer Geschmack meinen Mund füllt. Übelkeit steigt in mir auf, meine Lippen werden blass, mein Körper wird bleich und meine Muskeln verkrampfen sich. Ich falle, richte mich auf, stürze wieder – der Atem ist hastig, das Herz schlägt kaum – und dann: Stille.

„Aba!“, rief meine Tochter, „Aba! Aba!“

Ich öffnete die Augen. Ich atmete flach, aber ich lebte – wirklich lebte –, und meine Tochter war keine junge Frau, nicht einmal ein Mädchen, kaum ein Kind. Sie beugte sich über mich und rief: „Aba! Aba!“ Sie sorgte sich um mich und konnte vor lauter Entsetzen kaum sprechen.

Ich schaute mich um. Wir waren in unserem Haus in Deutschland. Ich lag auf meinem Bett, und draußen schien eine täuschende Spätsommersonne auf das Herbstrot und die Stille des Winters. Es war niemand da außer uns, außer meiner Tochter und mir.

„Was ist dir passiert, Aba?“, fragte sie mit ihrer kindlichen Stimme.

„Mir geht es gut, meine Süße“, sagte ich, setzte mich auf und zog sie an mein Herz. Sie weinte, und ihre Schultern bebten in meinem Schoß. „Mir geht es gut“, fuhr ich fort. „Ich bin nur in meinem Traum an einen anderen Ort gereist, in eine andere Zeit, in die Zukunft. Aber ich bin zu dir zurückgekehrt, meine Süße.“ Ich begann zu weinen. „Ich bin zu dir zurückgekehrt.“

Sie konnte kaum sprechen. Die Worte blieben ihr im Hals stecken. Sie war noch ein kleines Kind, sie ist ein kleines Kind, meine Tochter. Und alles war ein böser Traum von einer Zukunft, die eines Tages so oder anders kommen würde. Aber im Moment war ich aus dieser Zukunft zurückgekehrt – in die Gegenwart.

Eine knappe Stunde später saßen wir in der Küche, und ich bereitete uns das Abendessen zu: Rührei, geschnittene Tomaten, Gurke und Weißkäse – wie in der Heimat, die ich verlassen habe und in die ich niemals zurückkehren werde, außer im Traum.

Retrospektive: „Scrooge“

Kein Humbug

Die erste berühmte Verfilmung von Dickens’ Geschichte kam 1951 heraus – bis heute gehört sie zu den besten.

Alastair Sim als Scrooge im gleichnamigen Film von 1951 Foto Interfoto

Der Erfinder von Weihnachten heißt Charles Dickens. So falsch dieser Satz religionsgeschichtlich ist, so sehr trifft er in der Geschichte der Einbildungskraft zu. Lange Zeit wurden nämlich die Heilige Nacht und der Tag danach vor allem in den Kirchen und auf Märkten gefeiert. Erst im neunzehnten Jahrhundert beginnt Weihnachten ganz ein Familienfest zu werden. Es gibt Geschenke für die Kinder, es gibt ein Festessen. 1816 veröffentlicht E.T.A. Hofmann „Nußknacker und Mausekönig“ mit dem geschmückten Tannenbaum in der Mitte der Wohnung, und von 1822 an verbreitet sich im angloamerikanischen Sprachraum das Gedicht „‘Twas the Night before Christmas“, mit einem von Rentieren gezogenen Schlitten und dem Bild des durch die Kamine einsteigenden, gemütlich aussehenden Weihnachtsmanns.

Die „Weihnachtsgeschichte“ („A Christmas Carol“) von Dickens, die 1843 herauskommt und sofort ein großer Erfolg wird, ändert alles. Denn nicht nur insistiert Dickens, dass, wenn es wirklich fröhliche Weihnachten sein sollen, alle Geschenke erhalten müssen und für alle ein Festessen ausgerichtet werden muss. Er erklärt überdies Weihnachten zum wichtigsten Fest überhaupt, zur entscheidenden Nacht, zur Nacht eines Dramas.

In die Krise gerät in der ersten berühmten Verfilmung von 1951, die zumeist nahe am Text der Novelle bleibt, der von Alastair Sim unvergesslich gespielte Geldverleiher Scrooge, für den Weihnachten „Humbug“ ist. Feiern? Humbug. Singen? Humbug. Freizeit? Humbug. Das Wort war hundert Jahre zuvor in England aufgekommen. Sim lächelt grimmig, wenn er auf seine Nächsten angesprochen wird. Zwei Börsenhändler, die um ein Almosen für Bedürftige bitten, weist Scrooge mit der Frage ab: „Gibt es keine Gefängnisse, keine Arbeitshäuser?“ Er glaubt nicht an Gefühltes, sondern an Profite, er ist ein Utilitarist – dieser Humbug war soeben erst erfunden worden –, dem das ganze Getue um Weihnachten auf die Nerven geht, nicht zuletzt, weil der Feiertag ihn Geld kostet. Ihm fehlt die Wärme, für die Weihnachten steht, gerade weil es mitten in den Winter fällt.

Die Krise des kalten Materialisten kommt mit den Gespenstern. Scrooge hat Visionen. Er sieht im Türknauf seinen verstorbenen Teilhaber, dieser sucht ihn als unerlöste Seele heim. Zunächst denkt Scrooge, ganz Bentham, an schlecht verdautes Rindfleisch als Auslöser der Geschichte. Aber es sind Zwischenwesen, die daran verzweifeln, keine Macht über die Menschen zu haben. Die Geister der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Weihnacht treten auf. Sie führen ihm vor, dass er einst anders war, nämlich verliebt. Seine Herzenshärte unterdrückte die Erinnerung ans eigene Unglück. Sein Leben fürs Geschäft ist das, was übrig blieb, als nicht das Glück ihn, sondern er das Glück verließ. Dazu erfindet Drehbuchautor Noel Langley die Figur des Geschäftsmanns Jorkin, die es bei Dickens nicht gibt, bei dem der junge Scrooge den rücksichtslosen Egoismus lernt. Das nächste Gespenst führt ihm vor, wie Weihnachten von denen gefeiert wird, deren Existenz bedroht ist, und von denen, die sich um die Armen kümmern. Das dritte schließlich zeigt ihm, wie die Zukunft der Unglücklichen, die ihm gleichgültig sind, aussehen wird, und wie seine eigene Zukunft, nämlich nicht betrauert und nicht erinnert zu sterben.

Darauf erfolgt der Zusammenbruch. Und die plötzliche Konversion. Sie beruht auf Erschütterung. „Ich bin nicht der, der ich war.“ Aus dem Alten macht sie ein Kind, was der zutiefst englischen Tradition entspricht, dass das Gute die Rückkehr zur kindlichen Unschuld ist. Scrooge bricht in ausgelassenes Gelächter aus, „ich bin federleicht“, tanzt, macht im Sessel einen Kopfstand, achtet kein bisschen mehr auf Haltung, umarmt die erschrockene Haushälterin, verfünffacht ihren Lohn, schickt der Familie seines Angestellten den größten Truthahn, von dem es bei Dickens heißt, er sei so fett, dass er kaum aufrecht hätte gehen können. Das ist Weihnachten, es ist ein Exzess, der in die Kälte einbricht. Dickens sagt nicht „Du musst dein Leben ändern“, er sagt „Du kannst dich sofort zum Leben befreien“. Umsturz ist möglich.

Nach dem Film von 1951 folgten viele andere, das Musical mit Albert Finney von 1970 beispielsweise. „Scrooged“ hatte 1988 Bill Murray als einen Fernsehproduzenten zum Titelhelden, aber man fragte sich, wozu. „Disneys Weihnachtsgeschichte“ von 2009 trat mit beeindruckender Besetzung an (Jim Carey, Gary Oldman, Colin Firth), übertrieb es aber mit der Technik, die alle Schauspielerbewegungen auf computeranimierte Figuren übertrug. Wenn alles ein Spuk ist, verblassen die Gespenster. Bei weitem weihnachtlicher war „Die Muppets Weihnachtsgeschichte“ von 1992, mit Michael Caine als Scrooge – „Der Dezember ist der Monat der Zwangsvollstreckungen“ – und Puppen für die meisten anderen Figuren, außerdem mit sprechenden Melonen und singenden Trauben, Rizzo der Ratte, Kermit als armem Angestellten und Gonzo als Charles Dickens. Die Lieder sind so lala, aber der gesprochene Text entschädigt ein wenig: „Dunkelheit kostet nichts, darum liebte er sie.“ Nach neunzig Jahren seit dem ersten Tonfilm kehren wir zu Alastair Sim zurück. Kein anderer Scrooge war engherziger als seiner, und keiner drehte schöner durch, als er sich von seinem Geiz befreit sah. JÜRGEN KAUBE

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine ARCHIV